GEORGE ELIOT ALS GELEHRTE, DICHTERIN UND FRAU.

Die Werturteile, die die Kritik der Tageszeitungen und Zeitschriften bei Anlass des 100sten Geburtstages über die Dichterin fällt, sind sehr verschieden, am schärfsten diejenigen ihrer Landsleute. Ihren Werken wird dort hauptsächlich Mangel an künstlerischer Ausdrucksform, Ueberfluss an moralisierenden Tendenzen vorgeworfen. Man geht so weit, sie insgesamt in die Mädchenschulen zu verweisen oder man lässt nur eines ihrer Bücher seiner gut gelungenen Kinderfiguren wegen gelten: *The Mill on the Floss*. Im allgemeinen ist man in England der Ansicht, dass Eliot's Werke für die heutige Generation ungeniessbar geworden seien, dass sie durch deren Nichtbeachtung das Schicksal erlebten, das sie verdienen. Ueber Eliot's Persönlichkeit aber ist man im Unklaren. Man wirft ihrem Charakter Unbeständigkeit vor, u. ä. ihr selbst aber sklavische Abhängigkeit von ihren Freunden, ohne deren moralische Unterstützung sie überhaupt nie geschrieben hätte, als ob es keine Tagebuchnotizen gäbe, die über ihre *wirkliche* Entwicklung Aufschluss erteilen könnten. Die Tatsache allein, dass sie dort schon im Jahre 1839 von ihren Dichterversuchen spricht, also lange bevor sie ihre einflussreichen Freunde kannte, widerlegt die obige Behauptung.

Anders als die englischen urteilen die amerikanischen Kritiker. Sie sind weit davon entfernt, Eliot's Werke als abgetan zu betrachten. Tatsächlich finden sich auch ihre Romane dort heute noch in jeder grössern Hausbibliothek und werden gelesen. Henry James nennt Eliot die bedeutendste Prosaschriftstellerin und der amerikanische Kritiker der *Evening Post* möchte nur George Sand an ihre Seite gestellt wissen. Frederic Harrison sieht in ihr eine bleibende literarische Kraft und glaubt, dass auch das Interesse an ihrer bedeutenden Persönlichkeit ihrer hohen intellektuellen Begabung wie ihrer Gemühtiefe wegen nie erlahmen könne.

Dieser Unterschied der amerikanischen gegenüber der englischen Kritik beruht hauptsächlich auf zwei Faktoren: einmal auf der Interesselosigkeit, die die Engländer von heute der Dichterin als Persönlichkeit entgegenbringen und dann in der modern englischen, einseitigen Auffassung, dass ein Kunstwerk um ein solches zu sein, niemals moralisch wirken dürfe. Wenn ein englischer Kritiker die Ansicht vertritt, dass unsere Vorfahren freilich die Betonung der Moral auch in literarischen Werken liebten, dass aber *wir*, die wir die Kunst von der Ethik zu trennen verstehen und eine Feinheit in der Unterscheidung des menschlichen Herzens besitzen, die weit über die Träume der Viktorianer hinausgeht, so legt er wirklich die Werke der Dichterin am besten beiseite. Denn mit dem *l'art pour l'art* Prinzip gemessen, muss George Eliot fallen, da ihre Stärke in dem Glauben an ihre Mission liegt. Freilich ragt sie in der Ausführung ihrer Aufgabe weit über ihre Vorläufer auf dem Gebiete des Romans, die Verfasser von Tendenzromanen empor, da sie mit der Tendenz als solcher bewusst gebrochen hat. Sie glaubte sogar auch ästhetische, nicht nur moralische Wirkungen hervorzubringen, doch soll bei der Besprechung ihrer Künstlerschaft näher auf diesen Punkt eingegangen werden.

Bezeichnend ist es nun, dass die Ansicht der amerikanischen, nicht der

englischen Kritiker sich mit der Auffassung von Eliot's Zeitgenossen deckt. Dies lässt sich nur so erklären, dass das *l'art pour l'art* Prinzip in Amerika weniger als in England Eingang gefunden hat, dass in den Vereinigten Staaten die alt-puritanischen Tendenzen noch heute Geltung haben, dann auch aus dem Umstand, dass die Amerikaner Eliot aus ihren Tagebüchern kennen lernten, bevor sie an die Beurteilung ihrer Werke gingen. Die persönliche Bekanntschaft mit Mary Anne Evans muss aber schon auf die mit ihr lebende Generation einen ganz besonderen Reiz ausgeübt haben. Alle, die mit ihr zusammen kamen, sind ihres Lobes voll. Ihr liebenswürdiges Eingehen sogar auf die Rede einfacher Leute bewirkte, dass diese sich in ihrer Gegenwart weise vorkamen.

Eliot's zweiter Gatte Cross ahnte wohl, dass seine Gattin aus ihren Werken allein nicht richtig verstanden werden könne, dass man die eine Seite ihres Wesens blos, die intellektuelle, erfasse und die tiefere, und stärkere der Gefühle vermissen müsse. Darum verschaffte er dem Studierenden durch die Veröffentlichung ihrer Tagebuchnotizen und Briefe Zutritt zu ihren innersten Gedankengängen und liess ihn nach der Art ihrer Interessen und der Stärke ihrer Empfindungen einen Eindruck gewinnen von ihrem wahren Wesen.

Dies tat Cross, nachdem die wiederholt ausgesprochenen Wünsche, seine Gattin möchte ihren Lebensabend mit der Abfassung einer Autobiographie zubringen, unerfüllt geblieben waren. George Eliot konnte auch nicht darauf eingehen, so sehr sie empfand, dass sie mit der Darstellung ihrer Lebensschicksale andern Frauen hätte helfen können. Gerade in der Weigerung zeigt sich ihre Eigenart, durch die sie sich so viele Missverständnisse zuzog. Romain Rolland ¹⁾ nennt diese Hemmungen, die ihr verboten, der Öffentlichkeit ihr wahrstes Wesen zu zeigen, ihre animalische Schamhaftigkeit, Lewes nannte sie Scheu. Ich möchte ihm beistimmen, wenn er darunter jene Scheu versteht, die sich oft mit Stolz deckt. George Eliot stammte aus *den* Kreisen, aus denen sich Romain Rolland die schriftstellernden Frauen wünscht: aus einer guten Familie. Neben den vorzüglichen Eigenschaften musste er aber da rechnen mit jenen Hemmungen, die den Kindern solcher Kreise mit in die Wiege gegeben werden: mit einer überstarken Zurückhaltung. Der Compromiss, den Eliot schloss, um ihre stärksten Triebe, den Aeusserungswillen und ihre Scheu mit einander zu versöhnen, ist bekannt. Sie schrieb alle Werke, mit Ausnahme eines einzigen Buches gelehrter Natur unter einem Pseudonym. Bei einer Autobiographie wäre dies nicht möglich gewesen, darum vermied sie es eine solche zu schreiben. Dabei liess sie sich noch von andern Gründen leiten. Sie wusste von der Autobiographie Harriet Martineau's her, der von ihr hochverehrten Freundin, dass auch in den aufs vorsichtigste abgefassten Memoiren die Schicksale anderer Menschen eine grosse Rolle spielen müssen, wenn man der Wahrheit treu bleiben will. Das gerade verurteilte George Eliot an der Lebensbeschreibung ihrer Freundin. Nie hätte sie, um selbst besser verstanden zu werden, die Lebensschicksale anderer mit ihren eigenen offenbaren wollen. Dazu war sie eine viel zu auf-

1) Vergl. Neue Zürcher Zeitung No. 2041 Das Erwachen der Frauen-literatur. Von R. Rolland.

richtig selbstlose Natur. Auch war eine Selbstverherrlichung, wie sie die Autobiographie leicht mit sich bringt, ihrer Art zuwider. Wie sehr sie nebst ihren eigenen die privaten Gefühle und Aeussierungen anderer respektierte, geht aus dem Umstand hervor, dass sie fast alle an sie gerichteten Briefe vernichtete, damit nicht neugierige Uneingeweihte sich mit dem Einblick in fremde Verhältnisse bereichern könnten.

Wenn Eliot in ihren Briefen an gute Freunde und in ihrem Tagebuch ihre eigentlichsten Empfindungen äusserte, wenn sie immer wieder mutig sagt: Seht so bin ich, so ist es unrichtig von Romain Rolland, sie jener grenzenlosen Zurückhaltung zu beschuldigen, die sie gehindert haben soll, das Tiefste von sich selbst zu sagen. Ob sie es nun in ihren Werken oder in ihren Briefen getan hat, die Hauptsache bleibt doch, dass sie sich irgendwo offenbarte. Uebrigens schimmern auch in ihren Werken Andeutungen über ihre Eigenart hindurch, die sich freilich nur mit Hilfe ihrer Memoiren deuten lassen. Gewiss war die Dichterin im allgemeinen bestrebt, ihre Art unter einer männlich objektiven Darstellung zu verstecken und mit ihrem männlichen Pseudonym in Einklang zu bringen. Die Ursache hiezu soll später gefunden werden. Weil Eliot aus ihren Werken als eine missverstandene und leicht misszuverstehende vor uns tritt, soll hier versucht werden, ihrer Persönlichkeit so weit wie möglich gerecht zu werden, die sich nach ihren Werken von 3 Seiten: als Gelehrte, als Dichterin und als Frau beleuchten lässt.

Wenn Rathenau's Ausspruch stimmt: wer einen Menschen, sein Schaffen und sein Schicksal, seinen Leib und Ausdruck, seinen Anhang und seine Ehe, sein Gerät und seine Umwelt betrachtet, der kennt den Menschen, so wird es sich auch hier in erster Linie darum handeln, G. Eliot's Aeusseres kennen zu lernen.

Darüber berichten die Bilder und Cross' Aeussierungen. Die Porträte von 1849 und 1864 stimmen insofern überein, als beide Eliot's aussergewöhnliche Haarfülle zur Schau tragen, die auch Cross gelegentlich rühmend erwähnt. Auffallend aber sind vor allem ihre grossen Gesichtszüge, die sie mit ihrem Vater zu teilen scheint. Leicht könnten sie ihrer Erscheinung ein männliches Gepräge geben, wenn nicht der Ausdruck ihrer Augen aussergewöhnlich viel Sympathie verriete und eine Weichheit, die sich in den Falten des Mundes wiederholt. Auf dem Bilde der alternden Dichterin ist ein schmerzlicher Zug unverkennbar, der darum überrascht, weil sie in ihren Briefen nie genug betonen kann, wie viel leichter sich ihr Leben in den späteren Jahren gegenüber der Jugendzeit gestaltet habe.

So ausdrucksvoll wie den Blick der Dichterin nennt Cross ihre Hände. Am meisten aber rühmt er ihre tiefe gedämpfte, musikalische Stimme. Er äussert sich darüber folgendermassen: „Mit einer von Natur reichen und tiefen Stimme begabt, welche durch beständiges Ueben sehr weich wurde, mit der genauesten Unterscheidung, wohin der Akzent fallen müsse und mit den feinsten Modulationen des Tones, verlieh ihre Lektüre dem gleichgültigsten Lesestoff einen Glanz und den bedeutendsten Schriftstücken neue Bedeutung und neue Schönheit. Diese Art des Vorlesens setzt vor allem, wenn sie eine solche Vollkommenheit erreichen soll, eine seltene Verbindung intellektueller, moralischer und physischer Eigenschaften voraus. Sie kann

nicht nachgeahmt werden, da sie eine Kunst ist, so gut wie der Gesang."

Im Verkehr mit den Mitmenschen soll besonders ihr herzlicher Empfang neu ankommender Gäste aufgefallen sein, dann auch ihre Unterhaltungsgabe im Verkehr zu zweien. Cross schildert dabei weniger ihre Art sich auszudrücken, als vielmehr die Hingabe und Aufmerksamkeit, die sie dem schenkte, mit dem sie redete. Unterhaltungstalent in grösserem Kreise war ihr dagegen versagt. Eliot konnte darum einem Salon nicht vorstehen, weil es ihr schwer fiel, in der Conversation mit Leichtigkeit von einer Person zur andern überzugehen. Auch das Spiel mit vielen zusammenhangslosen Themen, das man dort Unterhaltung nennt, interessierte sie nicht, noch konnte es sie fesseln. Sie nahm die Dinge zu ernst und fand selten die *Anstrengung* solcher Unterhaltungen in einem richtigen Verhältnis zum *Gewinn*, den man davontrug. Glücklicherweise besass Lewes ihr erster Gatte die Gabe, peinliche Pausen auszufüllen.

Auffallend ist in George Eliot's Leben der Umstand, dass sie sich vor ihrer schriftstellerischen Laufbahn als Gelehrte ausgewiesen hatte, und zwar erstreckte sich ihre Gelehrsamkeit nicht nur auf ein einzelnes Gebiet. Die ganze damalige Wissenschaft wollte sie ergründen, namentlich aber sich mit Hilfe von Kenntnissen zur Erkenntnis, zu einer Weltanschauung durchringen. Wenn je bei einer Frau die Wissbegierde und das Streben, die von Natur verliehenen Gaben auszubilden und nicht der Ehrgeiz die Triebkräfte zum Studium waren, so bei ihr.

Dazu befähigte sie vor allem ein vorzügliches Gedächtnis, das besonders genaue Eindrücke von Personen und Situationen der Lektüre wie ihrer Umgebung treu bewahrte. Nur für die wörtliche Wiedergabe eines Zitates war es nicht ganz zuverlässig. Ein solches konnte sie nicht niederschreiben, ohne es vorher nochmals nachgeprüft zu haben.

Ausser dem guten Gedächtnis verfügte sie aber auch über eine ungewöhnlich leichte Auffassungsgabe, anders wäre es ihr kaum möglich gewesen von all den Wissensgebieten, die sie bearbeitete, etwas zu verstehen. So kannte sie nach ihres Gatten Aussage nicht nur die französische, deutsche und italienische Sprache genau und konnte sie grammatikalisch richtig sprechen, sondern sie kannte auch jene Literaturen. Sie bittet ihre Freunde gelegentlich, ihr Silvia Pellico's *Le mie prigioni* zu leihen, und interpretiert für Cross Dante's *Inferno* und *Purgatorio* nicht in dilettantischer Art, wie Cross sagt, sondern mit sorgfältiger und genauer Untersuchung des Satzbaus. Griechische und lateinische Texte las sie mit grosser Leichtigkeit und viel Freude, sonst hätte sie sich wohl kaum an die Uebersetzung so schwieriger Texte wie Spinoza's *Ethik* gewagt.

Die eigentliche Philologie schien ihr ebenfalls anziehend. Etymologische Studien betrachtet sie als süßes Nichtstun. „Ich fürchte dass ich nicht arbeite“, schreibt sie einmal, „denn ich bin betört von der Anziehung, welche das Studium der Sprache auf meinen phantastischen Geist ausübt. Ich könnte mir sogar denken, dass ich Entdeckungen machte in der Welt der Worte.“ Und weiter: „Ich liebe die Wörter, sie sind die Stützen, die Bogen, die Stäbe, an welchen die Turnerei des Geistes vor sich gehen kann.“

In jungen Jahren fühlte sich G. E. besonders von den mathematisch-

naturwissenschaftlichen Studien angezogen. In Genf widmete sie einen Teil ihrer Zeit chemischen Untersuchungen, vorher der Geometrie. In späteren Jahren lag die Karte des Himmels beständig auf ihrem Tisch. Sie las: Nichol's *Architecture of the Heavens and Phenomena of the Solar System* und sehnste sich immer nach besseren astronomischen Kenntnissen. Für die Sterne war sie leidenschaftlich begeistert. Eines der Ziele, das sie sich nach ihrer Rückkehr nach London gesteckt hatte, war der Besuch des Greenwich Observatoriums, wo sie durch das Telescop die Sterne betrachten wollte.

Aber auch den eigentlichen Naturwissenschaften schenkte sie viel Interesse. So erzählt sie, dass die Feldwege um Surrey herum voll von Wundern seien für den, der sie fassen und erkennen könne. Damit meint sie die Feldblumen. Mehr aber als für die Pflanzen scheint sie sich für die Tiere zu begeistern. Das geht aus allen ihren Werken hervor. Die naturgetreue Darstellung von Tieren wurde auch von ihren Kritikern als eines ihrer besonderen Merkmale bezeichnet. Bis in ihr späteres Leben blieb ein Gang in den zoologischen Garten einer ihrer Lieblingsspaziergänge. In dem Erholungsort Ilfracombe macht sie mit Lewes' Söhnen Jagd auf Zoophyten, Mollusken und Seeanemonen, die sie alle mit ihren lateinischen Namen zu bezeichnen weiss.

Wenig dagegen wird Eliot gefesselt von der Politik. Wohl hat sie dieses Gebiet in Romola und namentlich in ihrem Roman *Felix Holt the Radical* gestreift. Doch geht aus ihren Tagebuchnotizen hervor, dass die Beschreibung des Aufruhrs in jenem Roman durchaus die Wiedergabe einer Jugenderinnerung ist, die sich an eine Scene in Nuneaton knüpfte, nachdem dort die grosse Reform Bill eingeführt worden war. Aus Vorliebe für die Politik scheint auch jenes Werk nicht geschrieben zu sein. Die Hauptmotive sind dort andere.

Am meisten zeigt sich ihre Abneigung gegen die Politik in ihrer Stellung zur Frauenfrage. Sie sagt darüber: „Ich könnte mich damit begnügen, einen Himmel auszudenken, der aus lauter Herbstspaziergängen bestünde, da man frei wäre von der Not, über die Frauenfrage urteilen zu müssen oder Zeitungsartikel über indische Aufstände zu lesen.“ Geht aus dieser Bemerkung blos Gleichgültigkeit in der Sache hervor, so erscheint ihr Standpunkt gegnerisch, wenn sie sagt, dass sie die Entwicklung der Menschheit gehemmt glaube durch die Frauenbewegung, dass die Frauen das Schicksal erlebten, das sie verdienen. Ihre Einschätzung namentlich der schriftstellernden Frauen muss keine sehr hohe gewesen sein. Sie schreibt einen Artikel: *Silly Novels by Lady Novelists* und macht die Frauen im allgemeinen darauf aufmerksam, dass die Tage der Frauenlogik vorüber seien, dass die Frauen jetzt *Gründe* für ihre Handlungsweise angeben müssten, nach der Art der Männer. Dies sei eine der verschiedenen Strafen, die sie leiden müssten für ihre Anbetung des Intellekts. Wenn sie weiter berichtet, dass sie sich als Schreiber eines Aufsatzes über Carlyle und Heine geheim halten wollte, weil das Schriftstück einen starken Eindruck gemacht habe, der beim Bekanntwerden des weiblichen Autors vernichtet wäre, so kann man wiederum nur auf eine geringe Einschätzung der schriftstellernden Frauen schliessen. Eine weitere Bemerkung, dass sie sich der Autorinnen einiger Artikel in der Times schäme, bestätigt jene Auffassung.

Die geringe Einschätzung der schriftstellernden Frau erstreckt sich aber

bei Eliot nie auf die Frau im allgemeinen. Im Gegenteil hat sie viel Liebe und Fürsorge für ihr Geschlecht. Sie bedauert, dass die meisten so wenig oder nur geringe Bildung besitzen und erhofft viel für sie von einem gründlichen Studium. So sagt sie z. B. „Ich freue mich sehr über die Tatsache, dass junge Frauen in Cambridge studieren und habe jüngst eine liebenswürdige Vertreterin der Hitchin Schülerinnen gesehen, bescheiden und anziehend, die sich in der letzten Prüfung auszeichnete. Man muss freilich darauf sehen, dass der Anfang des Frauenstudiums ein guter sei, dass die ersten Studentinnen günstige Objekte für das Experiment darstellen, da nur so die erwünschte soziale Anerkennung auf diesem Gebiet erreicht wird. Nur sollten die Kräfte junger Frauen, deren natürliche Anlagen ja reiche und vielgestaltige sind, nicht durch die Anstrengung des reinen Erwerbes von Kenntnissen aufgebraucht werden. Ich sympathisiere sehr mit dem Wunsche, die Frauen sozial gehoben und gleich wie die Männer erzogen zu sehen.“

Dabei denkt sie aber keineswegs an ein allgemeines Frauenstudium, wie etwa Ruskin, der mit der grössten Beharrlichkeit und Ausdauer immer wieder versuchte, beliebige Mädchen wissenschaftlich zu bilden, bis er entmutigt ausrufen musste, dass es ihnen an wirklich wissenschaftlichem Interesse fehle, dass sie geneigt seien, alles von der Gefühlsseite aufzufassen. Eliot bedauert das Mislingen von Ruskins Versuchen, fügt aber bei: „Es kann für die Frauen nicht von Vorteil sein, so wenig als für irgend eine Klasse von männlichen Sterblichen, dass *alle* danach streben, die höchste Art von Arbeit zu leisten, die man eigentlich heilig halten sollte, als etwas, das nur *wenige* gut ausführen können.“ Sie hält es für die grösste Schande, Arbeit zu tun, die man nicht gut auszuführen imstande ist. In ihrer bescheidenen Art vermeidet sie es jedoch, sich über dieses Thema genauer auszusprechen als jemand, dem es nicht zukomme.

Trotzdem sich Eliot also auf dem Gebiete der Politik kaum betätigte, setzt sie durch die Fülle der übrigen Studiengebiete in Erstaunen. Fügt man den Interessen gelehrter Art ihre Begeisterung für Kunst und Musik bei, in der sie es auch was die Ausführung betrifft, ziemlich weit brachte, so ist es klar, dass man es hier mit einer an Interessen sehr reichen Persönlichkeit zu tun hat.

Mit einem guten Gedächtnis, guter Auffassungsgabe und regen Interessen allein würde aber Eliot auch als Gelehrte nicht zu einem gewissen Ruhme gelangt sein, wenn sich nicht dazu jene Kraft gesellt hätte, die den meisten Frauen fehlt, die Konzentrationskraft. Ihr selbst scheint sie zuweilen zum Bewusstsein gekommen zu sein, darum lässt sie Gwendolen in *Daniel Deronda* sagen: „Du kannst es vielleicht versuchen, aber *wirklich* vorstellen kannst du dir nie, was es bedeutet, eines Mannes Kraft in sich zu fühlen und doch das Sklaventum eines Mädchens erdulden zu müssen.“ Cross nennt ihr Vertiefen in rein wissenschaftliche Bücher, z. B. Sayce's *Einführung in die Sprachwissenschaft*, das ihr bis ins hohe Alter blieb, eine unbegrenzte Beharrlichkeit des Fleisses. Sie ist ihm nicht nur beim Lesen schwieriger Bücher, sondern auch beim Betrachten eines Bildes, beim Spielen eines neuen Musikstückes aufgefallen. Auch konnte sie, was wiederum bei Frauen selten ist, eine lang andauernde Unterhaltung über denselben Gegenstand führen. Dabei wurde der Körper eher müde als der Kopf.

Gerade diese besondere Form der Konzentrationskraft, die Ausdauer oder Mut und Geduld zugleich, wie sie sie nennt, tritt bei ihr besonders hervor. Immer wenn sie daran ist, sie zu verlieren, rafft sie sich von neuem auf, da sie weiss, dass es viel davon braucht für jemand, der etwas erschaffen will. Und immer ringt sie sich durch mit grosser Willenskraft. Nachdem sie in jungen Jahren von ihren Arbeiten gesagt hatte, dass sie einmal zu Papier gebracht, so unveränderlich wie die Gesetze der Meder und Perser seien, findet sie in ihren späteren Jahren, dass ein Werk desto besser sei, je mehr man es bearbeitet habe. Und welche gewissenhafte Kleinarbeit liegt allein in ihren Uebersetzungen! Freilich seufzt sie hie und da und klagt über ihr ledernes Hirn, das am „ledernen Strauss“ weiterarbeiten müsse, doch hindert sie nichts an der täglich 6-stündigen Arbeit auf diesem Gebiet. Aber das Sezieren der Geschichte vom Tode Christi macht ihr Strauss so widerwärtig, dass sie gelegentlich einen Blick auf das Crucifix werfen muss, um mit der Uebersetzung weiterfahren zu können. Ihre Ausdauer wird dann reichlich belohnt. Niemand ahnt den weiblichen Autor der Uebersetzung. Sie wird für die Arbeit eines wohlunterrichteten Theologen gehalten, eines Mannes, der sehr genaue Kenntnisse vom Stoffe habe, die aber dem Leser nicht, wie es bei Uebertragungen sonst zu geschehen pflegt, als Anmerkungen eingestreut werden, sondern die nur durch die gute Uebersetzung zum Vorschein kommen. Wenn Strauss selbst die Arbeit „et accurata et perspicua“ nennt, so will das gewiss viel sagen, da ein Uebersetzer den Autor selten befriedigen kann.

Wie Strauss' Leben Jesu, so fordert auch die Uebersetzung von Spinoza's Ethik ungeheure Opfer an Geduld und Mut. Manchmal scheint es ihr daran gebrechen zu wollen. So ruft sie einmal müde aus, sie wollte lieber Spinoza's Leben, statt seine Werke studieren, setzt aber trotzdem die begonnene Arbeit fort. Diese Ausdauer zeigt sich auch bei der Korrektur der Druckbogen, obwohl ihr diese Arbeit so widerwärtig ist, dass sie lieber ein Werk noch einmal geschrieben als corrigiert hätte. Sie ist trotz der grössten Peinlichkeit nie mit sich zufrieden und nennt sich *Sully* gegenüber einen schlechten Druckbogenleser, als sie ihm dankt für die Korrektur der unfertig hinterlassenen Werke ihres Gatten, einer Arbeit die sie in jüngern Jahren neben der ihrigen zu bewältigen pflegte.

Die gleiche Ausdauer, die ihre gelehrten Arbeiten durchführen half, spornte sie an bei den Vorstudien zu ihren Romanen. Wenn die Anlage von Felix Holt das Durchgehen der Times von 1832—33 benötigte, damit sie gewiss sein konnte, die notwendigen und wahren Einzelheiten zu bekommen, so wird uns klar, dass Eliot keine geringen Ansprüche an ihre eigene Geduld stellte. — Noch eingehender gestalten sich die Vorbereitungen für *Romola* und *Daniel Deronda*. Die Ausarbeitung des ersten Werkes verlangte nach ihrer Ansicht nicht nur genaue geschichtliche Kenntnisse über die Zeit, da Savonarola in Florenz seine Lehre verkündete, sondern sie erwarb sich auch mit Hülfe einschlägiger Literatur Verständnis für den italienischen Volkscharakter und in gleicher Weise genaue topographische Kenntnisse von Florenz. Die Erinnerungen, die von ihren italienischen Reisen her in ihr lebendig waren, genügten ihren eigenen Anforderungen nicht. Gerade in Italien hatte

dann das Werk auch einen so grossen Erfolg, dass der Graf Arrivabene George Eliot gleich nach dem Erscheinen von *Romola* um das Uebersetzungsrecht bat. Gerade dieses Werk hat aber die Kräfte der Verfasserin über Gebühr beansprucht, und ermüdet bemerkt Eliot: „Ich fing es an als junge Frau und als es fertig war, war ich alt.“

Nicht nur durch die Konzentrationskraft, auch durch ihre kritische Befähigung und ihre Urteilskraft überhaupt eignete sich Eliot besonders für gelehrte Arbeiten und ragt auch damit weit über die durchschnittliche Begabung der Frau hinaus. Dabei ist sie weit davon entfernt, blos anderer Leute Arbeit zu beurteilen. Entsprechend ihrem lebhaften Wunsch nach Vollkommenheit gilt ihre Kritik in erster Linie ihren eigenen Werken. Daneben kann sie sich aber den Vorzügen und Nachteilen der Produkte anderer nicht verschliessen. Interessant ist da besonders ihre Einschätzung der Zeitgenossen, über die zu einem Resultat zu gelangen es ja oft schwer hält. So nennt sie Carlyle einen Saducäer. Trotzdem wünscht sie sehr, dass er ihr Buch *Adam Bede* lesen möchte, da er wie Adam aus gut bauerlichen Kreisen stammt. Elisabeth Barrett Browning's *Aurora Leigh* liest sie zum dritten Mal mit grösserem Genuss als je. Sie kennt kein anderes Buch, das ihr ein solch tiefes Bewusstsein von Gemeinschaft mit einem grossen schönen Geiste gibt. Meredith's Werk: *The Shaving of Shagpat*, das sie in der Review kritisierte, spendet sie höchstes Lob. Durchaus nicht ihre Lieblinge sind dagegen Bulwer und D'Israeli. Ein neu erschienenes Werk des letzteren nennt sie kurzweg ein Plagiat. Herbert Spencer's Bedeutung sagt sie voraus, bevor der Philosoph sie selbst ahnt. Für Tennyson's Dramen tritt sie ein, und glaubt, dass auch die Welt sich darüber freuen sollte, wenn sie nicht von dem Vorurteil beherrscht wäre, dass er kein wirkliches Drama schreiben könne. Von seinen grösseren Werken hält schon sie *In Memoriam* für das beste. Bei Dichtern im allgemeinen ist sie der Ansicht, dass Erfahrung und Genie selten Hand in Hand gingen und dass auch bei den Grossen wie Scott, wo dies wirklich der Fall sei, diese Kräfte nicht richtig angewandt würden, dass sogar Scott kein glücklicher Darsteller sei.

Trotz ihrer guten Beobachtungsgabe und der ihr angeborenen Kraft der Durchdringung fällt sie keine lieblosen Urteile, ausser etwa über die Kritiker selber oder über die kritiklose Menge. So sagt sie z. B. dass sie eine recht mässige Achtung vor der Zeitungskritik habe, und wünscht, dass die Menschen, die Censoren sein wollen, vor allem ihre Worte abwägen möchten. Sie kann sich auch nicht dazu hergeben, die widerliche Art jener Leute nachzuahmen, die viel reden über Schriftsteller, von denen sie wenig lesen, und sich über die Kräfte eines grossen Mannes aussprechen. Sehr oft würden sie ihre Urteile vollständig widerlegt finden, wenn sie die übrigen Werke des Dichters und damit seine Grenzen kennen würden. Interessant ist gerade diese Bemerkung, weil sie sich auf Tennyson bezieht. Die Oberflächlichkeit im Urteilen ist ihr so sehr zuwider, dass sie ihre Abneigung auch auf jene Leute überträgt, die ihr in recht naiver Weise gestehen, ungeduldig auf ihr nächstes Werk zu warten, um seinen Inhalt in einer Nacht zu verschlingen. Sie weiss, dass ihre Werke nicht leicht genug geschrieben sind, um bei einmaliger Lektüre ganz erfasst zu werden.

Aber trotz dieser vorzüglichen Leistungen auf dem Gebiete der Gelehrten

ist ihr Ruhm als solcher weit hinter dem der Dichterin zurückgeblieben. Niemand spricht heute von der Uebersetzerin von Spinoza's Ethik, wohl aber von der Verfasserin von *The Mill on the Floss*, *Adam Bede* oder *Middlemarch*. Wie weit sie dafür den Namen einer Dichterin verdient, möchte ich dahingestellt lassen. Solange die Gattung des Romans als Dichtung gewertet wird, wird auch Eliot, die einer ihrer bedeutendsten Vertreter ist, als Dichterin gelten müssen. Durch eigentliche Dichterwerke hat sich Eliot nicht ausgezeichnet. Dies geht deutlich aus einem Vergleich ihrer Sonnette mit denen ihrer Zeitgenossin Elisabeth Barrett Browning hervor. Dem Roman aber hat sie so viele Neuerungen gebracht, dass sie auf jenem Gebiet lange Zeit eine erste Stelle einnahm.

Als einen ihrer Hauptvorzüge ist da vor allem die Einführung lebenswahrer Kinderfiguren zu nennen. Man denke nur an den tapferen, selbstbewussten Tom Tulliver und seine ungeschickte, aber liebevolle Schwester Maggie in *Mill on the Floss*. Diese Kinder gehören heute noch zum besten, was je an jugendlichen Figuren geschaffen wurde, und ihre Beziehungen zu einander werden dem Leser unvergesslich bleiben, weil sie vollkommen wahrheitsgetreu gezeichnet sind. Keine ihrer Erzählungen ist ohne Kinderschicksale. Sogar die Romane der spätern Periode, denen die heutige Kritik wenig Bedeutung mehr beimisst, werden durch diese überaus sympathischen kleinen Helden belebt.

Eine weitere Neuerung bringt Eliot in den Roman durch das auffallende Zurückdrängen des Liebesmotivs. Wenn Romain Rolland von den früheren schriftstellernden Frauen schreibt, dass kein Mann je in eindringlicherer und abgeschmackter Weise so viel von der Liebe gesprochen habe, so trifft das bei Eliot, die er wohl deshalb die grosse nennt, durchaus nicht zu. Sie schildert die Frau bei ihrer Arbeit, im Kreise ihrer Angehörigen und am häufigsten als Mutter. Liebesconflikte stellt sie zwar hauptsächlich in ihren späteren Romanen auch dar, aber meist mit Zurückhaltung. Am besten ist ihr unter jenen Frauenfiguren die von Gwendolen in *Daniel Deronda* gelungen, die Sir Henry Grandcourt heiratet, um ihrer langweiligen Umgebung zu entrinnen. Das sentimental liebende Weib hat sie nirgends gezeichnet. Auch die leidenschaftlich liebende *Frau* hat sie weit hinter die leidenschaftlich liebende *Mutter* zurücktreten lassen. Dass Hetty in *Adam Bede* Arthur Donnithorne wirklich liebt, ist kaum glaubhaft. Sie fühlt sich zu ihm hingezogen, weil er ihrer Eitelkeit schmeichelt und freigebig ist mit Zärtlichkeiten. Grandcourt's Geliebte will eine Ehe zwischen ihm und Gwendolen nicht etwa aus Liebe zum Manne, sondern um ihrer sonst vaterlosen Kinder willen um jeden Preis verhindern. Als einziges leidenschaftlich liebendes Mädchen tritt uns Maggie in *The Mill on the Floss* entgegen. Sie liebt Stephen Guest. Da sie aber weder ihrem Freund noch der mit ihm verlobten Cousine Schaden zufügen will, verlässt sie ihn heimlich. Auch die vom alten Roman her so vielfach berühmte eifersüchtige *Frau* oder *Geliebte* kennt Eliot nicht. So wird z. B. Romola zur Wohltäterin von Tito's Geliebter und ihrer Kinder. Die leidenschaftliche bis zur Eifersucht liebende *Mutter* dagegen tritt uns in Mrs. Transome in *Felix Holt* sehr deutlich entgegen, dann auch in *Adam Bede's* Mutter.

Was den Stoff anbetrifft, so hat Eliot dort am glücklichsten gewählt, wo sie einfache Verhältnisse wie in *Mill on the Floss* als Hintergrund nahm. Ungeschickt dagegen sind ihre Darstellungen der Adelskreise, mit denen sie sich auch wieder den romanhaft unwahren Tendenzen ihrer Zeitgenossen und Vorgänger nähert.

The Mill on the Floss und *Adam Bede* sind aber auch darum ihre besten Werke geworden, weil sie dort nicht irgend einen Stoff, sondern Selbsterlebtes und Selbstgehörtes in die Form eines Romans kleidete: In *Adam Bede* schildert sie den von ihr hochverehrten Vater, in *The Mill on the Floss* das eigene Leben, namentlich die Beziehungen zu ihrem Bruder Isaac. Da sie aber ihre Zurückhaltung in der Äusserung persönlicher Angelegenheiten zu einer gewaltigen Veränderung und zu einer freien Handhabung des Stoffes zwang, so ist *Adam Bede* als Biographie ihres Vaters, noch mehr aber *The Mill on the Floss* als Autobiographie unkenntlich geworden. Nicht mit einem einzigen Wort deutet sie auch in ihren Tagebuchnotizen die Beziehungen von Maggie Tulliver zu sich selbst, die von Tom zu ihrem Bruder Isaac an. Erst die heutige Forschung hat da Zusammenhänge aufgedeckt. Durch diese grosse Gedankenarbeit der Umwandlung des Stoffes ist aber die Mühle am Floss nicht zu einem eigentlichen Roman, auch nicht zu einer Autobiographie, vielmehr zu einem Gleichnis ihres Lebens geworden und gerade dieser Umstand verleiht der Erzählung ihren hohen Wert. Denn die Seelenkämpfe Maggie's sind die von Mary Anne Evans und rühren den Leser um ihres grossen Ernstes und ihrer Ursprünglichkeit willen. In keinem von Eliot's späteren Romanen ist diese Unmittelbarkeit der Empfindung bemerkbar. Dazu sind sie meist stofflich zu sehr beschwert. Eliot selbst bezeichnet ihre Kunst als die holländische Kleinkunst. Es ist aber nicht nur ihre Liebe zum Einzelnen, die die Anlage ihrer späteren Werke zu sehr verbreitert und zu wenig vertieft. Eliot liess sich häufig vom Stoff beherrschen, statt dass sie ihm die Form aufzwang. Dieser Mangel hängt wohl damit zusammen, dass sie ihren spätern Werken ausgedehnte Studien vorausgehen liess. Als einstige Gelehrte wuchs sie so sehr in den Stoff hinein, dass sie dank der Gewissenhaftigkeit, die eine schätzenswerte Eigenschaft des Gelehrten, aber eine Hemmung für den Flug des Dichters ist, die Wichtigkeit der Einzelheiten zu sehr empfand, um sich als Dichterin genügend davon frei zu machen. Darum hört man auch heute immer wieder den Satz: Schade, dass Eliot eine Gelehrte war. Nicht die Gelehrsamkeit aber an sich hat ihr geschadet, sondern die Art, wie sie sie in ihren Romanen verwertete. Darin blieb sie eben ein Kind ihrer Zeit, die vor der Wissenschaft auf den Knien lag, und an den Satz glaubte: je wissender ein Mensch sei, desto besser werde er.

Trotz der grossen Gelehrsamkeit, die sie übrigens nie ganz so ernst nahm, wie ihre Kritiker, ist aber Eliot's produktive Kraft in allen Werken deutlich sichtbar. Wie liessen sich überhaupt ohne sie Neuerungen denken, die die Zeit überdauern? Schon darum muss von Eliot's Künstlerschaft gesprochen werden. Ausserdem sind zwei Dichtermerkmale deutlich an ihrer Persönlichkeit sichtbar: Das Gefühl für die Einsamkeit eines jeden Menschen, das aus einer überstarken Empfindlichkeit hervorgeht und jene Sympathie mit dem Stoff, der an Enthusiasmus grenzt.

Eliot's Feinfühligkeit und Empfindsamkeit zeigte sich schon als Kind, später machte sie sich äusserlich bei jedem Witterungswechsel bemerkbar. Ihre ungeheure Phantasie, die sie so häufig in die irrealen Welt versetzte, dass sie sich stets als in zwei Welten lebend vorkam, trug das ihrige dazu bei, dass sie sich als Kind stets fürchtete, im Dunkeln zu sein. Auch ihre Scheu ist als eine Folge der überstarken Empfindlichkeit anzusehen. Die Kur an einem Fremdenort wird ihr zur Qual, wenn sie an der Table d'hôte speisen muss, da ihr die Blicke fremder Menschen peinlich sind. Darum zieht sie sich gerne zurück in ihre eigene Welt, ähnlich wie in ihren Kinderjahren, wo sie zufrieden war, keine Gefährten zu haben, weil sie so besser ihren Träumen nachhängen und sich Geschichten erdenken konnte.

Zu Zeiten aber liegt auch die Einsamkeit schwer auf ihr. „Wir alle sind Inseln,“ ruft sie dann aus oder sie vergleicht sich mit einem isolierten Baum. Die Erfahrung, dass sogar ihre besten Freunde sie nicht als den Autor ihrer Erstlingswerke erkannt haben, bestätigt ihre Auffassung von der Einsamkeit aller Menschen. Sogar in der engen Vertraulichkeit von Eheleuten findet sie einen unbesprochenen Rest, den des Individuellen. Ob dieser der schlechtere Teil unseres Ich oder der erhabenste und am wenigsten egoistische ist, ist ihr nicht klar.

Diese starke Empfindsamkeit, die den meisten Künstlernaturen eigen ist, zeigt sich auch in ihrem Verkehr mit dem Verleger, der dieser Dichtereigenschaft Rechnung trägt. Eliot selbst nennt voll Selbsterkenntnis ihm gegenüber die Dichter jene reizbare Klasse von Menschen, mit denen er zu verkehren habe, und Lewes betont, dass sein Freund (resp. seine Frau) aussergewöhnlich empfindlich sei. Sie bittet auch ihre Freundin, sich über Middlemarch nicht zu äussern, bis sie zu ihrem Buch Distanz gewonnen habe. Erst wenn es ein Teil ihres Nicht-Ich geworden sei, könne sie die Kritik darüber ertragen. Auch nach der Ausgabe von *the Spanish Gypsy* bemerkt sie, dass sie trotz ihres Verstandes und trotz der niederen Ansprüche an das Verständnis ihrer Mitmenschen peinlich berührt worden sei von einigen Äusserungen, die ihr in der Form von Kritik zugekommen seien. Im späteren Alter schreibt sie an Professor Kaufmann, nach der Veröffentlichung von *Daniel Deronda*, dass sie die Kritik ihrer Bücher überhaupt nicht lese. Sie müsse sich als Künstlerin schützen vor der Enttäuschung, welche schlecht angebrachtes Lob oder schlecht angebrachter Tadel hervorrufen. Schlimmer als beide sei das peinliche Gefühl, dass man für ein Publikum schreibe, das Gut nicht von Schlecht unterscheiden könne.

Da sie durch ihren Skeptizismus den eigenen Werken gegenüber es an der Kritik nicht fehlen liess, war vielleicht gerade bei ihr die Kritik von aussen weniger am Platze. Immerhin lässt es sich denken, dass G. Eliot gerade die Schwächen, die andern am meisten auffallen mussten, selbst am wenigsten entdeckte und dass sie sich darum mit der Kritik anderer hätte bereichern können. An dem Urteil ihrer Freunde freilich war ihr nicht wenig gelegen. Zu diesen durfte sie auch ihren Verleger Blackwood zählen. Allerdings ist ihr durch ihn mehr Ermunterung als eigentliche Kritik zugekommen. Auch auf Thackeray's Äusserung über ihre Romane war sie gespannt, und als sie eintraf von dem Lob befriedigt.

Die Empfindsamkeit drückt Eliot's Dasein den Stempel der Schwerlebigkeit auf, die sie wohl nie zur reinen Schöpferfreude hätte gelangen lassen, wenn nicht Freunde wie Spencer sie immer wieder auf ihre Fähigkeiten aufmerksam gemacht hätten. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, dass Eliot erst durch sie zum Dichten angeregt wurde, wie ein'ige ihrer heutigen Kritiker behaupten. Jedenfalls aber hätte sie ohne bedeutende Freunde ihre Produkte nicht drucken lassen, das sieht man klar aus dem Eindruck und der starken Wirkung, die die Ansichten von Lewes und Spencer auf ihr Schaffen ausgeübt haben. In ihr selber aber war schon von Jugend auf jene Gegenströmung gegen ihre Empfindsamkeit tätig, ihr überstarker Enthusiasmus, jene andere Dichtergabe, ohne die man nach ihrer Aussage nichts Rechtes vollbringen, nicht einmal Kaffee richtig ausschenken könne. Er zeigt sich bei der Dichterin vor allem in ihrer Liebe zum Stoff. Mit welchem Bedauern legt sie die Mühle am Floss beiseite, nimmt sie förmlich Abschied von den dort vorkommenden Gestalten. Sie weint mit ihren unglücklichen Helden, kann ihnen aber trotzdem kein leichteres Schicksal zuteil werden lassen.

Mit dieser Sympathie für ihre Helden lässt sich ihre Sympathie für die ganze Menschheit vergleichen. Für sie möchte sie ihre Werke schreiben, ihr möchte sie dienen. Dieser Wunsch beseelt sie so sehr, dass sie glaubt, dazu berufen zu sein, der Menschheit ihre besten Kräfte zu schenken. George Eliot glaubt an ihre Mission. Sie sagt darüber: „Ich fühle, dass die schreckliche Pein, die ich in den vergangenen Jahren durchleben musste, die teils durch meine Natur, teils durch die äusseren Dinge verursacht wurde, wahrscheinlich eine Vorbereitung gewesen ist für irgend eine besondere Arbeit, die ich vor meinem Tode auszuführen habe“. Sie wünscht mit ihren Werken nichts sehnlicher zu erreichen, als eine bessere Vorstellung, ein tieferes Hineinfühlen ihrer Leser in die Schmerzen und Freuden derer, die anders sind als jene, ausser in der allgemeinen Tatsache, kämpfende, irrende, menschliche Wesen zu sein. Die Jungen zu lehren, sagt sie einmal, sei beinahe so befriedigend, wie die Welt durch Bücher zu bereichern.

Als höchstes Ziel des Lebens betrachtet sie deshalb die Hoffnung, dass man in seinem geringen Teil könnte dazu beigetragen haben die Unwissenheit und damit das Elend auf dieser schönen Erde zu vermindern. Als Mittel der Erziehung sieht sie nur das eine: Den Menschen für das Gute zu begeistern und seine Begeisterung und Stimmung als Basis zu seiner Entwicklung zu etwas Höherem auszunützen. Begeisterung zu erwecken bei ihren englischen Landsleuten scheint ihr manchmal eine aussichtslose Sache. So bekennt sie während der Ausarbeitung von *Romola*, dass es sehr schwierig für sie gewesen sei, einen guten Hintergrund für ihr Gemälde zu bekommen, auf dem die Gestalten dann so viel Leben entfalten könnten, dass sie das Gemüt des Menschen erfassen *müssten*, dass sie blitzartig Ueberzeugung ausstrahlen auf die Welt und Sympathie erweckten.

Die Sympathie der Leser gewinnt Eliot nur mit strengster Wahrheit der Situations- und Charakterzeichnung. Darum ist es ihr auch sehr wichtig, stets wahrheitsgetreu zu schreiben. In diesem einen Punkt will sie nicht nur ihre eigene, sondern auch die Kritik anderer zu Ende hören. „Wenn dir irgend etwas der menschlichen Natur Fremdes in meinen Charakter-

zeichnungen begegnet", schreibt sie ihrer Freundin, „so wäre ich dir für Kritik dankbar, denn ich will nie etwas schreiben, dem mein Herz, mein Geist und Gewissen nicht beistimmen könnten, und zwar so, dass ich mein Produkt als etwas Gutes empfinde, etwas wenn auch noch so Kleines, das in dieser Welt vollbracht werden und wozu gerade ich das Werkzeug sein musste.“

Da sie mit so viel Verantwortungsgefühl arbeitet, nimmt ihre Angst, nur gute Arbeit auszuführen, hie und da einen breiten Raum in ihrem Denken ein. So kann sie der grosse Erfolg von Adam Bede nicht eigentlich erfreuen. Ihr nächster Gedanke ist: Kann ich je wieder eine so wahre Geschichte wie Adam Bede schreiben? Als eigentlicher Evolutionist denkt sie immer mehr an die kommende Arbeit, als an das, was sie bereits geschaffen hat.

Mit ihrer Ansicht, das Organ zu sein, das für diese Welt etwas ausführen müsse, stellt sich George Eliot in direkten Gegensatz zu der Bewegung *L'art pour l'art*, deren Kritik ihr darum auch nicht gerecht werden kann. Sie selbst kannte schon diese Richtung und schreibt einmal an den Maler Burne-Jones, ihren Freund: „Stimmen Sie nicht mit mir darin überein, dass viel überflüssiges Zeug geschrieben wird auf allen Seiten über den Zweck in der Kunst? Ein niederer Geist bringt eben niedrigere Kunst hervor, ob nun der Kunst selber oder eines andern Zweckes willen, und ein schwacher Geist bringt hervor was schwach ist.“ Sie ist der Ansicht, dass die Kunst für alle arbeite, die sie rühren kann. Edle Regungen zu pflanzen sei ihr höchstes Ziel. Darum dankt sie Burne-Jones dafür, dass sein Werk ihr Leben grösser und schöner gemacht habe.

George Eliot scheint sich in dem Glauben an ihre Mission bei ihren Zeitgenossen nicht getäuscht zu haben. Auf sie hat Eliot einen ungeheuren Eindruck gemacht. Nicht nur die grossen unter ihnen, Dickens, Browning, Thackeray, der sie im Cornhill Magazine als Stern erster Grösse begrüsst. Tennyson und Spencer haben sie hochgeschätzt und den Verkehr mit ihr gesucht, auch auf die Masse der Gebildeten scheint sie eine grosse Wirkung gehabt zu haben. Das zeigen Zahlen wie die der 4ten Auflage von Adam Bede. 5000 Exemplare sollen in 14 Tagen, 6000 von *Mill on the Floss* während Eliot's italienischer Reise verkauft worden sein. Wenn man weiss, dass ein Ausspruch aus Adam Bede im Unterhause zitiert wurde, so lässt sich die damalige Popularität von Eliot's Werken einigermaßen ermessen. Sogar die sogenannten moralisierenden Aussprüche, die ihr heute beinahe zum Verbrechen gemacht werden, empfanden die Zeitgenossen als angenehme Beigabe. Archer Guernsey lässt sich in einem Brief an die Dichterin folgendermassen vernehmen: „Für mich liegt der Reiz Ihrer Werke in ihrer Natürlichkeit. Sie drücken sehr oft glänzende Gedanken aus, aber sie kommen immer ungesucht, nie wie bei Bulwer, mühsam herangezogen, und in das beste Licht gestellt. Werden Sie immer so natürlich bleiben? Wird nicht die Furcht vor der Kritik, vor dem Publikum oder vor der literarischen Welt, die beinahe alle verdirbt, Herr über Sie werden? Werden Sie immer schreiben, um nur sich zu gefallen und sich die wahre Unabhängigkeit erhalten, die allein eine wirkliche Höhe des Geistes beweist?“

So weit Eliot als Gelehrte und Dichterin. Interessanter als beide ist die Frau. Als solche lässt sie sich aus ihren Werken nicht erkennen, wollte sie

auch nicht erkannt sein. Sie führte sich unter einem männlichen Pseudonym ein und bemühte sich, ihre Werke damit in Einklang zu bringen. „Ein Pseudonym hat alle Vorteile,“ ruft sie aus. Sie hielt ihren Dichternamen für ihre grösste Stärke und beging mit dessen Verwendung den grössten Fehler. Denn wenn George Eliot als Frau und Dichterin in ihren Werken gesagt hätte, was sie in ihren Tagebüchern und Briefen niedergelegt hat, so hätte sie Unsterbliches für die Menschheit geschaffen und hätte vielen ihres Geschlechtes ein Führer sein können. So aber zeigte sie sich zwiespältig und gerade die grosse Gelehrsamkeit in einigen ihrer Werke hängt mit ihrem männlichen Pseudonym zusammen. Zur Entschuldigung dieses grossen Fehlers lässt sich vieles sagen. Man denke nur an das äusserst conservative Milieu, aus dem sie stammte, dessen Devise war: die Frau gehört ins Haus. Wie aber, wenn sie sich wie Mary Anne Evans auf das Forum stellte, um ihre Mission an der Menschheit zu erfüllen? Dann konnte sie es nur als Mann tun, denn nur dem Manne war das erlaubt. Man wendet ein, dass Eliot mit dieser Tradition hätte brechen können, so unabhängig wie sie war. Dann muss man aber bedenken, dass Mary Anne Evans schon mit der herkömmlichen Religion gebrochen hatte zum Kummer ihrer alternden Vaters, dass sie durch ihre Ehe mit Lewes die englische Convention misachtet und damit die Freundschaft ihres von ihr hochverehrten Bruders eingeüsst hatte. Man bedenke auch die Enge und Härte des Urteils im damaligen England. Dann begreift man vielleicht, dass Mary Anne Evans nicht auch noch ihr eigenstes, ihren Namen opfern wollte. Ihr Dichtergeheimnis hütet sie darum bis zur Lächerlichkeit und täuschte ausser Dickens ihre ganze Umwelt, sogar ihre besten Freunde. Ein einziges Mal gibt sie ihren Namen und zwar zur Uebersetzung von Feuerbachs Wesen des Christentums. Aber als Uebersetzerin von Spinoza's Ethik will sie nicht gelten aus Gründen die anzuführen ihr zu langweilig wären. Besonders wichtig ist ihr das Pseudonym natürlich bei den eigenen Werken: „Es ist mir sehr daran gelegen, mein Incognito beizubehalten,“ sagt sie. „Für einen Dichter, der noch nicht berühmt ist, ist Anonymität die höchste Empfehlung. Ausserdem, wenn George Eliot sich als langweiliger Esel durch wirkungslose Schreiberei hervortun würde, so wäre ich die erste, die ihn bei dieser Erkenntnis zum Schweigen bringen würde.“

Und so führte denn Mary Anne Evans das Doppelleben des männlichen Schriftstellers und der Frau, obgleich gerade sie *eigentlich* weibliche Eigenschaften in hohem Masse besass. Freilich hatte sie Anlagen, die man sonst mehr bei Männern trifft: Die starke Konzentrationskraft und das kritische Urteil. Stärker als beides aber war bei ihr das Sympathiegefühl zu den Mitmenschen, und das daraus resultierende Abhängigkeitsgefühl. Ihr machen die Menschen eine Gegend lieb. Als ihr Vater starb, rief sie aus: „Was soll ich ohne meinen Vater tun? Es kommt mir vor, als ob ein Teil meines bessern Ich mich verlassen hätte“. Ein andermal nennt sie sich eine epheuartige Natur. Aus ihrem Sympathiegefühl heraus erwächst ihr auch jene grosse Zahl von Freundschaften, die sie mit grosser Treue pflegt. Daher auch ihre Heirat mit Lewes, dem sie nicht nur als Gattin viel Liebe erweisen konnte, dessen Söhnen sie auch eine ausgezeichnete Mutter war, für deren geistiges und leibliches Wohl sie sorgte. In dieser Aufgabe erfüllte sich ihr früh ge-

stelltes Ideal: Das reine ruhige Glück eines Lebens, das in einem andern aufgeht. Sie betont allen ihren Fremden gegenüber, dass sie ohne ihr treues Gedenken und ihre Sympathieäusserungen nicht leben, geschweige arbeiten könne. Das also ist der Urquell, aus dem ihr reiches Erleben strömt. Wenn man weiss, wie sehr sie des Gedankenaustausches und des Verständnisses anderer bedurfte, umso mehr als doch besonders im Alter sich eine gewisse Verslossenheit ihrer bemächtigte, so begreift man auch, dass sie ihrem treuen Begleiter Cross einige Jahre nach Lewes Tode in die Ehe folgte. Die Einsicht, dass der Mensch hart und schlecht wird, wenn er sich selbst überlassen bleibt, gibt ihr den Mut zu diesem letzten entscheidenden Schritt.

Ihre Sympathiegefühle äussern sich aber nicht nur in Worten, sondern auch in der Fürsorge für andere. Obschon ihr die Ausführung der Hausarbeiten schwer fällt, führt sie des Vaters Haus nach dem Tode ihrer Mutter mit jener Vollkommenheit, die sie auch auf die anspruchslosesten Dinge des Lebens erstreckt wissen will. So entschuldigt sie sich einmal, mit zitternder Hand zu schreiben, weil sie Johannisbeeren eingekocht habe. Ihre Vorsorge für andere muss sich übrigens schon im Kindesalter gezeigt haben, denn ihre Lehrerinnen, die Miss Franklins, stellten sie ihren Freundinnen nicht nur als eine Ausnahmsschülerin vor, die sich durch besondere Geisteskräfte auszeichne, sondern als eine Persönlichkeit, die sich später gewiss in den Wohltätigkeitseinrichtungen einen Wirkungskreis schaffen würde. Cross bemerkt in seinen Notizen, dass sie das wirklich getan habe, dass die armen Leute der Umgegend sogar *ihm* noch von ihr erzählt hätten, mit der Bemerkung: „We shall never have another Mary Anne.“

Ein solch reiches Mass von Liebe zu den Mitmenschen und jene Abhängigkeit von der Sympathie anderer hätte leicht zu einer allzu starken Vorherrschaft des Gemütes über den Geist und zu einer Verweichlichung führen können, wenn nicht George Eliot selbst die Zügel in die Hand genommen und gegen ihre Gemütsbewegungen tüchtig angekämpft hätte. Wie genau sie hier die Grenze weiss, wie sehr sie sich bewusst ist, dass hier vor allem ein Uebermass für die Frau nur schädlich sein kann, geht aus ihrer Weigerung hervor, einen Artikel über Gemütsbewegungen zu schreiben, da sie ihr ihr Leben lang so viel Mühe verursacht hatten. Noch deutlicher spricht sie über diesen Punkt in der folgenden Bemerkung: „Wir Frauen leben immer in der Gefahr, uns zu ausschliesslich den Gefühlen zu überlassen, und obgleich unsere Gefühle die besten Gaben sind, die wir besitzen, so sollten wir doch auch unsern Anteil haben an einem unabhängigeren Leben, etwas Freude an den Dingen um ihrer selbst willen. Es ist betrüblich, die Hilflosigkeit einiger lebenswürdiger Frauen zu sehen, wenn sie in der Liebe getäuscht sind, weil ihre ganze Liebe darin bestand, nur Freude an irgend einem Studium zu haben um irgend einer persönlichen Liebe willen. Sie haben auch nie irgend eine Freude empfunden und geäussert an Ideen, die ihnen zu einem Erlebnis geworden sind, ohne deswegen belächelt zu werden. Und doch haben gerade die Frauen diese Art von Ablenkung nötig gegen leidenschaftliche Trauer, viel mehr als die Männer.“

Fast könnte man aus dieser Bemerkung schliessen, dass George Eliot's Gelehrsamkeit, die ihre Kritiker so wichtig nehmen, nur Mittel zum Zweck

sei, dass sie nur mit Hülfe ihrer reichen geistigen Interessen die Gefühle meistern konnte. Diese scheinen auch tatsächlich ihrem Wesen Halt und Richtung gegeben zu haben, deren sie so sehr bedurfte. Ein Vergleich mit Maggie, dem Ebenbild der jugendlichen Eliot, bestätigt die Vermutung. Maggies Freund Philip macht sie wiederholt darauf aufmerksam, dass sie nur durch die richtige Schulung ihres Intellekts das innere Gleichgewicht bekommen könne, dass ohne sie das Gefühl viel zu stark die Oberhand gewinne. Als Selbstzweck scheint ihr auch das Wissen nicht wichtig genug. Mit grosser Bescheidenheit und einigem Humor bemerkt sie einmal, dass ihr Geist der Sammelplatz von zusammenhangslosen Teilen aus der alten und neuen Geschichte darstelle, in dem sich auch Reste von Dichtungen Shakespeare's Cowper's Wordworth's und Milton vorfinden neben lateinischen Verben, Geometrie, Chemie und Metaphysik.

Ausser ihren Studien, die bedeutende Selbstdisziplin verlangten, fand Eliot ihren starken Gefühlen gegenüber einen weitem Halt in ihrem Bedürfnis nach geistiger Selbständigkeit. Obgleich sie alle ihre Werke ihrem Gatten widmete, ist sie weit davon entfernt, ihr Urteil gegen das seine einzutauschen. So bemerkt sie in einem Brief an ihre Freundin: „Wenn deine Andeutung sich auf etwas in Mr. Lewes Brief bezieht, so lass mich dir ein für allemal sagen, dass du nie *meine* Ansichten ihm zuschreiben musst und umgekehrt. Das intensive Glück unserer Verbindung kommt hauptsächlich von der vollkommenen Freiheit her, mit der wir unsere eigenen Eindrücke in uns aufnehmen und äussern. In dieser Beziehung kenne ich keinen Mann, der so gross wäre wie er, in dem die Meinungsverschiedenheit keine egoistische Reizbarkeit hervorruft, der bereit ist, das Argument eines andern als das stärkere anzuerkennen, sobald es ihm als das erscheint.“

Auch andern *Schriftstellern* gegenüber will sie ihre Selbständigkeit wahren. Sie lehnt es ab, als Schülerin von Thackeray zu gelten, obschon sie ihn mehr als alle andern zeitgenössischen Schriftsteller bewundert.

Ihre Selbständigkeit hängt zusammen mit einer andern Grundtendenz, die sie, abgesehen von ihrem starken Sympathiegefühl am meisten auszeichnet: George Eliot ist ein Mensch, ein Wahrheitssucher. Ihre Wahrheitsliebe drängt sie zu einer Weltanschauung. Bei der älteren Dichterin ist diese zwar schwer zu bestimmen, in jüngeren Jahren dagegen hat sie sich häufiger darüber geäussert. Damals sprach sie sich wegwerfend über religiöse Novellen aus, ist aber weit davon entfernt, jemand seiner religiösen Ueberzeugung berauben zu wollen. Auch sagt sie sehr deutlich, dass sich ihre Ironie nie gegen ein religiöses Bekenntnis, sondern nur gegen die Schwächen der Menschheit richte. Sie findet weder die Idee Jesus verändert durch die Kritik an der Geschichte seines Lebens, noch seine symbolische Bedeutung. Ihren Lebensabend bringt sie zum Teil mit dem Studium der Bibel zu, die ihr darum so wichtig ist, weil die geistigen Kämpfe ihrer Helden ihr als Typus unseres eigenen Lebens erscheinen, ähnlich wie sie die Kinder als lebende Bilder der Jugend der Menschheit betrachtet.

Ihre Lebensauffassung ist im allgemeinen keine heitere, im Gegenteil scheint ihr das Leben oft nicht lebenswert. Sie freut sich auf den Tod als auf eine Errettung, obgleich sie einsieht, dass die, die leben und leiden, den

grösseren Segen davontragen dadurch, dass sie andern zur Erlösung verhelfen. Doch segnet sie zuweilen die Toten und sieht ihrem eigenen Ende entgegen wie dem Nahen des Herbstes. Die eigentliche Lebensfreude, sagt sie, empfinde man nur in seltenen Momenten, beim Erwachen einer neuen Liebe oder bei einer neuen produktiven Tätigkeit. Wie ihre Natur überhaupt so war auch der Grundcharakter ihres Lebens ernst. Der Humor, der ihre Werke so angenehm belebt, kommt in ihren Tagebuchnotizen nie zum Durchbruch. Doch ist sie überzeugt, dass sich ihr späteres Leben harmonischer als ihr früheres gestaltet habe, gerade weil sie dann nicht mehr von ihren Gefühlen herumgeworfen wurde. In diesem Punkt hauptsächlich stellt sie sich in Gegensatz zu den meisten Dichtern, die die Vorzüge der Jugend über Gebühr preisen. Immer ist bei Eliot ein melancholischer Unterton vernehmbar, auch wenn sie halb scherzend sagt, dass sie nicht mehr zu jenen Dante'schen Höllenbewohnern gehöre, die wegen ihrer traurigen Stimmung sogar im Sonnenlicht zur Höllenstrafe verurteilt worden seien.

Ihre eigentliche Weltanschauung ist die der Zeitgenossen, die Entwicklungstheorie. Sie erschwert es ihr manchmal, an ihrem ursprünglichen Glauben festzuhalten, dass unser Glück vollständig in uns liege, dass unsere geistige Verfassung uns und unsere Umgebung bestimme. Doch ringt sich diese ursprüngliche Ueberzeugung immer wieder bei ihr durch. Von der Entwicklungstheorie aber bleibt ihr der Glaube an die unbegrenzten Möglichkeiten im Menschen. Die letzte Tugend, die er erwerbe, sei Gewissenhaftigkeit im Versprechen und Treue im Ausführen des Versprochenen. Einen Anklang an Spinoza verrät der Ausruf: „Ist nicht das Weltall selbst eine beständige Aeusserung des einen Wesens?“ Comte gegenüber, als dessen Schülerin sie im allgemeinen zu gelten pflegt, wahrt sie sich wiederum ihre Selbständigkeit. Sie findet den Positivismus einseitig, doch möchte sie Comte eine bessere Behandlung in der Kritik wünschen, als die, die er meist erfährt. Cross erklärt, dass er sie über keinen Schriftsteller mit grösserer Dankbarkeit hätte reden hören, obgleich sie auch hier unterschied und einige seiner Lehren verwarf, während sie andere annahm.

Diese Ausführungen haben wohl zur Genüge dargetan, dass G. F. ein seltenes Gemisch von Gemüt und Geist darstellt. Dass sie trotzdem in erster Linie Frau war, geht aus dem Umstande hervor, dass ihr in ihren Werken die Mutter- und Kinderfiguren weitaus am besten gelungen sind. Darin äusserte sich ihre wahre Frauennatur. Bei den heimisch-häuslichen Stoffen reichte die Kraft der Durchdringung, um etwas ganz Neues zu schaffen und so entstanden ihre unsterblichen Werke: *Mill on the Floss* und *Adam Bede*. Wichtig ist sie uns heute hauptsächlich um ihrer Persönlichkeit willen. Sie stellt *den* Frauentypus dar, nach dem das heutige Geschlecht zu streben scheint, die Frau, die sich nicht mehr an dem Gefühlsleben allein genügen lässt, die ihren Interessenkreis erweitern will, um sich auch geistige Nahrung zu verschaffen. Aus diesem Grunde, und nicht in erster Linie um ihrer Werke willen, die schon bekannt sind, ist die Persönlichkeit Eliot's an dieser Stelle eingehend besprochen worden.

Bazel.

ELISABETH ZUBER.